

ANONYMUS

ASTRID, STELLA UND ICH



EIN EROTISCHER REIGEN
PRONG PRESS

Impressum

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 2018: PRONG PRESS, 8424 Embrach, ZH

Originaltexte: Anonymus

Cover: Anaëlle Clot, Lausanne

Layout: Meret Bächli, Embrach

Lektorat: Rolf Bächli

Druck: Medico Druck, Embrach

ISBN: 978-3-906815-14-5

Auflage: 1. Auflage

www.prong-press.ch

ANONYMUS

-

ASTRID, STELLA UND ICH

PRONG PRESS

DAS BEGRÄBNIS

Ich hatte Astrid schon etliche Jahre nicht mehr getroffen, als sie mir die Todesanzeige ihrer Mutter schickte. „Würde mich freuen, wenn du kämest; liebe Grüße, A.“ hatte sie unten auf das Blatt gekritzelt. Astrid und ich waren drei Jahre lang auf dieselbe Schule gegangen: Wir machten beide das Handelsdiplom, ich später noch die Wirtschaftsmatur. Nun, das alles ist schon über drei Jahrzehnte her, und die Umstände, wie wir unser näher gekommen sind, lasse ich lieber im Dunkeln. Fakt ist, dass wir beide zwei Jahre lang keinen Blick für den jeweils anderen übrig hatten, es dann aber während einer Schulfete endlich funkte. Danach klebten wir zehn Monate lang wie Kletten aneinander, um uns dann – nach dem Diplom – ebenso abrupt wie wir uns gefunden hatten, wieder zu trennen. Mir erschienen damals die Augenblicke, in denen wir nackt nebeneinander lagen wie gefühlte Unendlichkeiten, und nachts, wenn ich nach einem solchen Treffen an meinen Fingern herum schnupperte, stellte ich mir jeweils vor, wie es wäre, wenn wir richtig miteinander schlafen und nicht nur Petting treiben würden ...

An jenem Abend, als wir uns damals getrennt hatten, saßen wir lange zusammen in einer Bar. Am Nachmittag war sie bei mir gewesen, wir hatten uns lange gegenseitig gestreichelt und uns dabei zum Höhepunkt gebracht. Nun tranken wir eine ganze Flasche Rotwein und plötzlich beichtete sie mir, dass sie einen anderen Kerl kennen- und auch lieben gelernt habe. Wir sprachen sehr wenig, und wenn ich ehrlich bin, glaubte ich ihr schon damals nicht; ich hatte das Gefühl, dass sie mich einfach

loswerden wollte. Vermutlich glaubte sie, dass ich sie nun mit all meinen Kräften vom Gegenteil überzeugen würde, wahrscheinlich erwartete sie genau das von mir, aber mir war sofort bewusst, dass ich lügen würde, auch dass ihr Entschluss trotzdem feststand und ich respektierte ihn. Später einmal gestand sie mir, dass meine Haltung sie damals stark beeindruckt habe, und sie mir es immer noch hoch anrechne, dass ich deswegen kein Theater veranstaltet habe ...

Nun also war ihre Mutter gestorben. Ich hatte sie nur ein paar Mal kurz gesehen, wusste aber, dass sie grosse Stücke auf mich hielt, denn später erzählte mir Astrid einmal von dem fürchterlichen Streit, den sie durch die Ankündigung der Trennung von mir zuhause ausgelöst habe. Nun, ich hatte nicht vor, zum Begräbnis hinzugehen, auch weil ich wusste, dass Stella, Astrid jüngere Schwester, mit der ich immer noch regen Kontakt pflegte, sowieso nicht zugegen sein würde; sie hatte sich mit ihrer Mutter schon lange verkracht und wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben; und würde auch jetzt ihre Meinung nicht ändern. Doch dann rief mich Astrid völlig unerwartet an, fragte, ob ich die Todesanzeige erhalten hätte, und bat mich ausdrücklich, doch am Begräbnis teilzunehmen. Sie wisse, dass ich mich noch regelmässig mit Stella treffe, aber sie würde mich wirklich gerne an ihrer Seite wissen ... Nun, ich hatte noch eine wichtige Lieferung zu tätigen, was ich Astrid auch erklärte; sie meinte, wenn ich nur zum Leidmahl kommen würde, wäre das auch in Ordnung; also sagte ihr zu.

Mit gemischten Gefühlen betrat ich das Restaurant Krone, in dem Astrid einen kleinen Saal gemietet hatte. Die Trauerfami-

lie, nahe Angehörige und weitere Freunde fand sich gerade dort ein, so dass meine Absenz während der Abdankung nicht weiter auffiel. Astrid – ganz in Schwarz gekleidet: schwarze Bluse, schwarzer Rock, schwarze Schuhe und schwarze Strümpfe – man hätte meinen können, ihr Mann und nicht ihre Mutter sei gestorben! Sie hatte den Platz zu ihrer Rechten für mich reserviert, begrüßte alle Anwesenden im Namen der Trauerfamilie, dankte für unser Kommen, hielt dann eine kurze Rede, deren Inhalt ich völlig vergessen habe, und bedankte sich am Schluss für die Anteilnahme und den Trost, den wir gespendet hätten und forderte uns auf, das Leidmahl zu geniessen. Durch den Tischnachbar zu meiner Rechten, es war irgendein Cousin der verstorbenen Mutter, erfuhr ich, dass Astrids Mann Joe und die beiden Söhne, die alle Drei fussballverrückt seien, nach dem Essen zusammen nach Zürich in den Letzigrund fahren wollten, um sich dort ein Cupspiel anzuschauen, für das sie schon lange Karten gekauft hätten. Astrid liess sich zwar nichts anmerken, aber ich kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie tödlich beleidigt war, weil sie sich von ihrer Familie im Stich gelassen fühlte: Mann und Söhne weg, Schwester nicht da, und Simon, ihr Bruder, bereits halb betrunken und gerade dabei, genüsslich irgendwelche Zoten zu erzählen.

Die Stimmung passte mir gar nicht, ich fühlte mich unwohl, fragte mich innerlich fluchend, „was machst du hier bloss?“ und wollte mich so schnell wie möglich verdrücken. Zuerst aber musste ich noch auf die Toilette, die wie bei vielen Landgasthöfen im Untergeschoss lag; auf dem Weg dorthin hatte ich plötzlich einen seltsamen Geruch in der Nase, der mich an Astrids Möse erinnerte; damals, nach unseren Spielen, hatte ich immer

lange an den Fingern gerochen ... Ich versuchte, den Gedanken zu verscheuchen, fühlte mich aber dennoch wider Willen erregt. Als ich in den Saal zurückkam, waren einige der Trauergäste bereits gegangen, andere verabschiedeten sich gerade; es schien, als ob es plötzlich alle eilig hätten, der tristen Atmosphäre des Leidmahls zu entkommen. Astrid sass unvermittelt allein am langen Tisch und wirkte nicht nur bedrückt, sondern tieftraurig. Sie tat mir Leid und ich konnte sie nicht auch noch im Stich lassen. Ich wusste, dass Joe und die Söhne das Auto genommen hatten, also anbot ich mich, meine Ex-Freundin nach Hause zu fahren.

„Du wohnst doch immer noch in W. oder?“

Sie nickte. Sie und Joe hatten dort schon vor Jahren ein kleines Reihenhaus gekauft.

„Ich kann dich gerne heimfahren, ich muss sowieso noch eine Lieferung nach W. bringen, da geht das in einem.“

„Das wäre sehr lieb von dir“, hauchte sie mir – leicht errötend – entgegen. „Selbst wenn ich das Auto hätte – momentan fühle ich mich nicht imstande, zu fahren ...“

Während der halbstündigen Fahrt sprachen wir kaum ein Wort miteinander. Mir schwirrte der Kopf und ihr schien es ähnlich zu gehen. Die paar Gläser Rotwein, die sie getrunken hatte, verstärkten ihre Traurigkeit nur noch. Als ich sie vor dem Haus absetzen wollte, bat sie mich für einen Moment herein. Sie brauchte mich, das wurde mir klar. Sobald sie die Haustür hinter uns geschlossen hatte, fing sie laut an zu weinen. Sie schluchzte wie ein kleines Kind, dem etwas Schreckliches widerfahren ist, und ich nahm sie tröstend in meine Arme. Wortlos fühlten wir uns

beide um Jahrzehnte zurückversetzt, waren wieder die zwei Teenager, die sich aneinander schmiegen und ausgelassen küssen. Ich spürte, wie das Blut durch meine Adern schoss und wie sich mein Penis versteifte, und drückte Astrid noch stärker an mich. Sie aber leistete keinerlei Widerstand, sondern – ganz im Gegenteil! – presste ihren Unterleib fest gegen mein Geschlecht. Ich drehte sie um, stand nun hinter ihr, erfasste sie, fuhr mit meinen beiden Händen unter ihre schwarze Bluse, ertastete den Haken ihres ebenfalls schwarzen BHs, öffnete diesen, fuhr mit meinen Händen nach vorne und begann nun ihre grossen, immer noch wohlgeformten Brüste, die sie selber meistens scherzhaft ‚meine Melonen‘ nannte, zu streicheln. Und genau wie damals versteiften sich ihre Brustwarzen bei der geringsten Berührung sofort. Ganz langsam drehte Astrid ohne ein Wort zu sagen ihren Kopf zu meinem Gesicht hin und in ihren Augen entdeckte ich ein fröhliches Strahlen, das so gar nicht zu ihrem übrigen Trauerzustand passte. Schon waren wir im Schlafzimmer angelangt, Begierde packte uns und trieb uns weiter vorwärts: Die schwarzen Strümpfe, die sie zur Beerdigung trug, hatten mich schon während dem Leidmahl erregt. Jetzt, als sie oben ohne auf dem Bett kniete, geriet ich vor Entzücken beinahe aus dem Häuschen. Doch um an ihre Feige heranzukommen, musste ich ihr die schwarzen Nylondinger abstreifen ... Astrids Haut war nicht mehr so straff wie früher, sie hatte – wie auch ich – gut zehn, zwölf Kilo zugenommen, ihr Busen hing ein wenig schlaffer als damals, aber sobald sie ihr schwarzes, mit Spitzen besetztes Höschen ausgezogen hatte, sog ich den Geruch in meine Nase, als ob unser letztes Petting erst vor einer Woche stattgefunden hätte ... Ich streifte mir ebenfalls Hose und Unterhose ab, drückte Astrid runter aufs Bett, wo sie sich auf al-

len Vieren hinknien musste. Ihre Möse war bereits klatschnass, als ich wortlos von hinten in sie eindrang. Ihr Stöhnen klang gequält, aber genau so hatte ich es von unseren früheren Petting-Rendezvous in Erinnerung! Langsam begann ich, mich in ihr hin und her zu bewegen, und wie damals massierte ich mit meinem rechten Zeigefinger ihre Feige und den kleinen ‚Klingelknopf‘, wie sie selber eines Nachts vor über dreissig Jahren ihre Klitoris getauft hatte. Das gleichzeitige Masturbieren und Stossen schien ihr besonders gut zu gefallen, denn sie stöhnte immer lauter und stärker, während ich sie mit Finger und Glied stimulierte.

Hin und wieder ertönte ein seltsames Schluchzen aus ihrer Kehle, das aber mehr aus Lust, denn aus Trauer bestand. Wie hatte ich diesen Geruch vermisst! Ein Duft aus süsslichem Schweiß, ein klein wenig Patschuli und feinem Mösensaft! Ich drehte Astrid sanft um, gab ihr zu verstehen, sie solle sich auf den Rücken legen. Sofort spreizte sie weit ihre Beine ab und zog sie dann ganz fest an sich heran, so dass sie weit offen und klatschnass vor mir dalag, als ich erneut in sie eindrang. Mit durchgestreckten Armen auf das Bett gestützt balancierte ich über ihrem nackten Körper und mein Geschlecht fuhr bei ihr ein und aus, was sie unheimlich genoss, denn das Stöhnen unter mir wurde immer stärker. Jetzt kniete ich mir zwischen ihren Beinen vor sie hin, meine Ellenbogen umfassten ihre Kniekehlen, so dass wir uns gegenseitig stabilisierten, und ich fickte sie hemmungslos weiter.

Astrid stöhnte wie verrückt und als ich einen Moment lang mit Stossen nachliess, rief sie laut und flehend: „Weiter so, Jonas,

mein Schatz, fick mich noch schneller und fester um Gottes Willen und Teufels Namen!“ Ihr Wunsch war mir Befehl, und ich beschleunigte das Tempo meiner Stösse, dass mein Unterleib immer schneller gegen ihre Schenkel klatschte. Kurz darauf kam es ihr derart intensiv, dass ich es beinahe mit der Angst zu tun kriegte! Sie zuckte unter mir, wie wenn sie einen epileptischen Anfall hätte, ihre muskulösen Schenkel und Waden umklammerten meinen Rücken eisern, was mich aber nur noch geiler machte, so dass ich immer schneller in sie stiess und es mir innert kürzester Zeit unter kräftigen Spasmen ebenfalls kam und ich eine ganze Menge Sperma in sie hineinpumpte.

Momente lang lag ich keuchend auf ihr, dann rollte ich mich auf die Seite und legte mich neben sie. Mein Samen floss aus ihr heraus und netzte das Bettlaken. Als ich mich wieder ein wenig gefasst hatte, merkte ich, dass Astrid eingeschlafen war; vielleicht lag es am Alkohol oder an der Anspannung der letzten Tage oder an beidem. Ich lag noch eine ganze Weile still neben ihr, lauschte ihrer nun überaus ruhigen und sehr friedlich wirkenden Atmung, und betrachtete ihren Körper. Sie hatte um die Hüften herum einige Kilos zugesetzt, aber ihre Brüste waren noch immer gross und wohlgerundet. Sie glichen tatsächlich zwei Melonen, die nebeneinander prangten. Ich streichelte sanft die Warzen, die sich selbst jetzt, als Astrid eingeschlafen war, sofort wieder versteiften. Mein Geschlecht begann sich ebenfalls wieder zu regen, aber ich wollte nicht länger in diesem fremden Schlafzimmer bleiben, verliess deshalb das Bett, deckte Astrid mit einem Laken zu, sammelte meine Kleider auf, zog mich draussen im Flur an und verliess so leise wie möglich das Haus.

Ich stieg in meinen Lieferwagen und fuhr los. Nach einigen Minuten Fahrt begann ich mich über Astrids Aufzug zu wundern: Dass sie bei einem Begräbnis ganz in Schwarz auftauchte, war logisch – aber wieso hatte sie unter der dünnen Bluse einen BH und auch ein Höschen an, die beide aus einem Reizwäschekatalog zu stammen schienen ... Und das zu einer Beerdigung? Irgendetwas passte nicht zusammen. Erst später, bei einem unserer Treffen, erklärte sie mir, dass sie gehofft habe, dadurch Joe vom Besuch des Fussballmatches in Zürich abzuhalten. Er stehe auf Reizwäsche und sie habe solche früher nur äusserst selten getragen; leider seien ihre Anstrengungen vergeblich geblieben, obwohl sie sich beim Ankleiden zuhause damals viel Mühe gegeben habe und immer wieder vor Joe halb nackt hin und her durch die Zimmer gegangen sei ...

Nachdem ich meine Waren abgeliefert hatte, sah ich, dass mir Stella ein SMS geschrieben hatte: „Komm doch noch vorbei!“ Ich fuhr zum nächsten grösseren Bahnhof, stellte den Wagen dort ab und nahm die S-Bahn in die Stadt. Als ich bei Stella läutete, öffnete sie mir – nur mit einem Slip und ihrem roten BH bekleidet. Sie schien ein bisschen betrunken zu sein, aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein.

„Nun, wie war es?“, wollte sie von mir wissen.

„Na ja, wie Begräbnisse halt so sind ...“, erzählte ich ihr.

„Und wie geht es Astrid?“

Ich musste innerlich lächeln: „Sie leidet; aber ich glaube, sie wird den Schlag gut wegstecken; ein gewisser Lebensmut ist bereits in sie zurückgekehrt.“

„Siehst übrigens gut aus, so ganz in Schwarz“, frotzelte Stella.

Ich fragte mich, ob sie etwas ahnte; aber vermutlich hatte das

eher mit einem Anflug von schlechtem Gewissen meinerseits zu tun. Astrids jüngere Schwester begann vor meinen Augen zur Melodie zu tanzen, die aus den Boxen ihres CD-Players ertönte. Ich zog meine Schuhe aus und hockte mich aufs Sofa, von wo aus ich ihr fasziniert zusah. Ihr Körper war viel elastischer als der von Astrid, vielleicht auch, weil sie gut 10cm grösser als diese war, und sie wirkte – obwohl sie nur sechs Jahre auseinander lagen – um vieles jünger als Astrid. Zwar hatte Stella einen viel kleineren Busen, aber ihre Geschmeidigkeit beeindruckte mich immer wieder. Plötzlich liess sie den BH zu Boden gleiten, der Slip folgte und ich begann ebenfalls, mich auszuziehen. Nackt tanzten wir in der Mitte des Zimmers. Stella blickte mich erregt an, denn mein ‚Gigel‘, wie sie ihn jeweils nannte, hatte sich erneut aufgerichtet und ihr Interesse geweckt. Sie ging vor mir auf die Knie und nahm ihn in den Mund. Normalerweise ging es so sehr schnell, aber da ich schon in Astrid gekommen war, brauchte ich länger als sonst. Ich zog Stella aufs Sofa und liess sie auf meinem Schooss Platz nehmen. Dann stimulierte ich mit meinen Fingern ihre ‚Muschi‘, was sie liebte und immer von mir verlangte, wenn wir miteinander Spass hatten. Etliche Minuten verharrten wir in dieser Stellung, dann ging sie vor mir auf dem Teppich auf allen Vieren in Position, ich kniete mich im Hundestil hinter sie und fuhr so rein und raus. Durch den Orgasmus, den ich am Nachmittag erlebt hatte, zögerte sich mein Höhepunkt immer weiter hinaus, was Stella erstaunt, aber auch erfreut zur Kenntnis nahm. Ich wusste aus Erfahrung, dass sie nicht unbedingt von hinten genommen werden wollte, vor allem, dass sie in dieser Position nicht zum Orgasmus kommen konnte. Also drehte ich sie um, wir setzten uns Gesäss an Gesäss einander gegenüber, ich war in ihr drin, umfing ihren Oberkörper.

per, reizte ihre Warzen mit meiner Zunge und als ich merkte, wie sie ihrem Höhepunkt immer näher kam, kniete ich mich vor ihr hin – genau wie ich es vor wenigen Stunden mit Astrid getan hatte – und bearbeitete sie nun so eine ganze Weile. Stella hatte ihre Augen geschlossen und war hochrot im Gesicht, was mir besonders gut gefiel und mich noch weiter antörnte. Ihre Vulva schillerte nun dunkelviolett und wurde immer wieder von kleinen Ergüssen ihrer Röhre genetzt.

„Weisst du, dass ich vor einigen Stunden so in Astrid drin war?“, flüsterte ich ihr ins Ohr.

„Ich habe es geahnt, und es ist mir völlig egal, denn du warst noch nie so erregt wie jetzt – und das ist es mir wert. Und für Asterchen war es sich auch wieder mal ein bisschen schön, nicht wahr?“

Ich nickte nur und als sie mein Nicken sah, kam es ihr bereits heftig: Sie warf sich hin und her, ihr Atem kam aus tiefster Brust und liess ein Geräusch ertönen, dass eher nach Tod und Trauer, als nach Lust klang. Doch Stellas Erregung ging auf mich über und so spritzte ich zum zweiten Mal an diesem seltsamen Tag meinen Samen ab. Danach lagen wir lange nebeneinander auf dem Teppich, genossen schweigend unsere verschwitzten Körper und hingen unseren Gedanken nach. Seither habe ich nicht mehr mit Astrid geschlafen, aber wenn ich es mit Stella treibe, muss ich ihr immer wieder in allen Details von diesem aussergewöhnlichen Begräbnisnachmittag erzählen – und jedes Mal erheitert sie meine Beschreibung von Astrids Unterwäsche, auch mein diesbezügliches Erstaunen, aufs Neue ...

CRONACA ITALIANA

Der Nachmittag nach dem Begräbnis und der überraschende Fick mit Astrid lösten etliche Erinnerungen in mir aus. Damals, als Astrid und ich mit 18 beinahe ein Jahr miteinander gingen, waren wir zwei Unberührte, ja gar zwei Unschuldige, die sich gegenseitig in ihren Bann zogen. Wir galten beide in unserer jeweiligen Klasse als Aussenseiter, fühlten uns in der kalten, immer stärker kommerzialisierten Lebenswelt, die sich um uns herum ausbreitete, verloren, trieben wie Schiffbrüchige auf einem Meer eiskalter Gefühle, die das Seelenleben der Gesellschaft widerspiegelten. Wir igelten uns ein, kleideten uns vorwiegend schwarz, galten als die Existenzialisten unserer Schule. Heute würde man uns wohl mit dem Schimpfwort Emos kennzeichnen. Wenn ich schreibe, dass wir zwei Unschuldige waren, heisst das aber auch, dass wir unsere Unschuld in sexueller Hinsicht tatsächlich noch nicht verloren hatten.

Diese Unschuld bestand auch darin, dass wir keine wirkliche Aufklärung durch unsere Eltern erhalten hatten, keine Pornografie konsumierten, auch wenig Kontakt mit unseren Geschwistern pflegten – für mich als Einzelkind war dies sowieso unmöglich, Astrid, die vier Jahre älter als ihr Bruder bzw. sechs Jahre älter als ihre Schwester ist, entwickelte sich ebenfalls ohne grossen Einfluss ihrer Geschwister.

Astrids Eltern waren zwei äusserst unterschiedliche Persönlichkeiten: Der Vater ein begabter Schreiner, der wunderschöne Tische anfertigte, daneben aber auch Alltagsgegenstände und

im Winter Holzschlitten und Skis verkaufte und reparierte. Er muss sehr introvertiert gewesen sein; ich selber habe ihn höchstens ein oder zwei Mal persönlich getroffen. Nur wenn er auf seine frühere Leidenschaft, das Skifahren, zu sprechen kam, gelang es ihm, seine reservierte Art abzulegen und aus sich herauszugehen: Er war in der Jugend regelmässig in die Flumserberge gereist, hatte an Nachwuchsrennen teilgenommen und war dabei sehr erfolgreich, ja, er wurde sogar einmal Schweizer Meister in irgendeiner Nachwuchskategorie. Dann aber erlitt er bei einem fürchterlichen Sturz einen komplizierten Bruch, der danach nicht mehr richtig zusammenwuchs, so dass sein linkes Bein steif blieb und er den Skisport aufgeben musste. Astrid erzählte, dass ihr Vater im Dorf als ‚Chlütteri‘ gelte, der zwar fachlich sehr gut sei, sich aber nicht vermarkten könne und deshalb in seiner Werkstatt vor sich hin ‚chlüttere‘.

Ihre Mutter Annegret hingegen war das pure Gegenteil: Extrovertiert, kontaktfreudig, lebenslustig, engagiert. Ich hatte sie häufig bei Astrid zuhause getroffen, dabei auch mehrmals angeregt mit ihr geplaudert. Sie galt als sehr religiös, nicht im Sinne der Landes- oder Freikirchen, sondern eher mit einem Hang zum Mystischen, obwohl sie anfangs bei der Chrischona-Gemeinde, danach bei den Möttlingern, später eine Weile lang bei den Hugenotten in Zürich aktiv dabei gewesen sei, wie sie mir einmal erzählte. Sie habe Fastenkuren im Kloster gemacht, als das noch überhaupt keine Modeerscheinung geworden sei, Hildegard von Bingen habe sie sehr fasziniert, sie sei nach Cluny und Taizé gepilgert, habe sich auch intensiv mit Engeln und anderen übersinnlichen Himmelswesen beschäftigt. Astrid meinte einmal sarkastisch, ihre Mutter sei mystisch veranlagt

– aber ohne jegliche erotische Komponente darin zu erkennen, entsprechend sei sie auch von Annegret nie aufgeklärt worden. „Weisst du Janosch, sie war ein richtiges ‚Gretli‘!“ Stella und ich machten uns immer über die ‚Röslis‘ und ‚Gretlis‘, als die typischen Vertreter unserer Mütter lustig, obwohl wir sie eigentlich ganz gerne mochten.

Genau wie ich musste also auch Astrid ihr Wissen über Sexualität und unsere Körper aus dritter Hand gewinnen: Die BRAVO spielte dabei eine grosse Rolle, daneben gab es die eine oder andere Aufklärungsbroschüre, die einem in die Hand gedrückt wurde, aber über Themen wie Liebe, Sex, Selbstbefriedigung und dergleichen wurde in unseren Familien nie gesprochen. Meine Eltern galten für mich sowieso lange als geschlechtslose Wesen, so dass es mir bis heute manchmal als ein Wunder erscheint, dass sie mich überhaupt zeugen konnten ...

Mein Schlüssel zur Sexualität war Alain gewesen, ein Schulkamerad, der ab der vierten Klasse mit mir zusammen die Schulbank drückte. Unser damaliger Lehrer Jakob Gohl war massgeblich am Entstehen unserer Freundschaft beteiligt, denn ich erinnere mich, dass ungefähr ein Monat vor den Sommerferien – damals begann das Schuljahr bei uns im Kanton jeweils noch im Frühjahr – unser Lehrer eines Morgens das Klassenzimmer mit einem neuen Schüler betrat. Wir erhoben uns, Gohl begrüßte uns und sagte dann:

„Das hier ist Alain Fiesch; er hat einige Jahre in Paris gelebt und wird nun mit euch zur Schule gehen.“

Dann schaute er sich in der Klasse um, erblickte mich, deut-

te mit seiner rechten Hand in meine Richtung und fügte – zu Alain gewandt – hinzu:

„Das da hinten ist Jonas Furrer, setz dich zu ihm.“

Und zu mir sagte er: „Du, Jonas, kümmerst dich um Alain; wenn Heini Gerster nicht mehr krank ist, dann soll er bei Jürg Zoller vorne sitzen.“

Damit war die Sache erledigt. Ich habe nie herausgefunden, ob Lehrer Gohl Alain bewusst an meine Seite platziert hatte, weil er dachte, wir würden miteinander auskommen, oder ob es sich einfach aus dem Umstand heraus ergab, dass mein bisheriger Banknachbar Heini Gerster wegen einer fiebrigen Erkältung zu Hause geblieben war. Vielleicht hatte Gohl auch nur die Familiennamen Fiesch und Furrer für kompatibel gehalten, wer weiss. Auf jeden Fall verstanden sich Alain und ich von Anfang an ausgezeichnet, obwohl – oder gerade vielleicht – weil wir recht gegensätzliche Typen waren. Ich galt bei allen als Eigenbrötler, da ich ein Einzelkind war. Und bis anhin hatte ich auch in der neuen Zusammensetzung der vierten Klasse niemanden gefunden, der mir richtig gut gefiel. Mit Heinig Gerster war ich zwar öfters zusammen gewesen, aber hauptsächlich deshalb, weil er mir gegenüber wohnte.

Alain hingegen trat sehr selbstbewusst auf, war eloquent, gesprächig, den Mädchen gegenüber galant und strahlte etwas extrem Positives aus. Sein Selbstbewusstsein hing wohl auch damit zusammen, dass er beinahe zwei Jahre älter als ich und die meisten Schüler in unserer Klasse war. Als wir hörten, dass er einige Jahre in Paris gelebt habe, dachten wir alle „Wahnsinn“! Doch es stellte sich dann schnell heraus, dass er zwar gut fran-

zösisch sprechen konnte, aber die Zeit in Paris lag doch schon über fünf Jahre zurück. Sein Vater Hans-Ruedi Fiesch hatte eine Genferin geheiratet, dann eine Stelle als Prokurator in einer grossen französischen Firma angenommen, deren Hauptsitz im Norden von Paris lag. Durch die Kontakte in der Automobilindustrie hatte Vater Fiesch beschlossen, sich als Importeur für Peugeot in der Schweiz selbständig zu machen, eine eigene Firma gegründet und war zurück in die Schweiz gezogen. Da die Grundstücke auf dem Land anfangs der 70-er Jahre noch ziemlich billig waren, hatte er eine ehemalige Seilerei aufgekauft, die am Rand unseres Dorfes lag. Dazu gehörten ein Wohnhaus, ein Produktionsgebäude sowie eine grosse Scheune. Die Scheune wurde zum Ausstellungsraum umgebaut, im früheren Produktionsgebäude wurden zwei Büros sowie eine Reparaturwerkstätte integriert, und das Wohnhaus von der Familie Fiesch bezogen. Alain hatte zwei Schwestern, die ihn aber beide überhaupt nicht interessierten. Er führte es auf die Tatsache zurück, dass Estelle und Amélie eineiige Zwillinge waren und meinte immer, die beiden seien so in ihre eigene Welt vertieft, dass ein Bruder da gar keinen Platz habe ...

Alain und ich verstanden uns auf Anhieb bestens. Durch ihn lernte ich viel über den männlichen Körper, weil wir uns nicht nur häufig trafen, sondern auch miteinander rangen, Bäume erkletterten, Grenzen ausloteten und so unsere Kräfte massen. Beim Wettpinkeln gewann immer er – nicht zuletzt deshalb, weil er das Wasser stundenlang zurückhalten konnte, ich aber unter einer schwachen Blase litt, also häufig pinkeln musste. Vor allem im Winter war mein Harndrang extrem lästig: Selten konnte ich – im oft sehr kühlen Schulzimmer – eine ganze Lek-

tion ohne austreten zu müssen durchstehen; meine Mutter hatte zum Glück Lehrer Gohl informiert, so dass ich in der Regel der Einzige war, der eine Sondererlaubnis während der Stunde erhielt. Was ich dann bei den Prüfungen gnadenlos ausnutzte: Sobald ich nicht mehr weiter wusste, hob ich die Hand, fragte, ob ich mal dürfe und der Lehrer liess mich gehen. Bei den anderen Schülern kannte Gohl in dieser Hinsicht keinen Pardon. Und ich weiss genau, dass er die Toilette mehrmals auf allfällige Spickzettel, die ich dort deponiert haben könnte, untersuchte. Dabei aber nie etwas fand, weil ich halt eine Menge Rätselkrimis und Detektivgeschichten für Kinder gelesen hatte und deshalb den Spickzettel immer in meinem rechten Schuh versteckte, den ich dann auf dem Klo jeweils daraus hervorholte ... Was ich Alain natürlich brühwarm mitteilte; und spätestens seit er wusste, dass ich regelmässig bei Prüfungen schummelte, hatte ich seine Achtung gewonnen.

Wenn ich sage, dass ich mit Alain meine Sexualität entdeckte, dann wird mir heute klar, dass wir uns beide niemals gegenseitig stimulierten, sondern der Wettstreit beim Pinkeln oder beim Vergleichen unter der Dusche bzw. beim Nacktbaden im nahegelegenen Teich stattfand. Sein Penis war einiges grösser als meiner – deshalb konnte er auch weiter pinkeln als ich – behauptete zumindest er. Ich spürte immer eine gewisse Bedrohung, wenn ich seinen recht massiven Ständer sah, glaubte, mein kleines Pfeifchen würde wohl nie mehr wachsen.

Im Sommer vertrieben wir uns die Zeit mit Fussballspielen, Baden, Lesen und Herumstöbern, denn v.a. die alte Scheune auf dem Anwesen der Fieschs weckte unser Interesse. In erster

Linie lag das an einem abgetrennten Teil, der nicht umgebaut worden war, und in dem man früher vermutlich Kühe untergebracht hatte: Ein riesiger Fresstrog nahm die Rückseite des Raumes ein; doch das Wunderbare an dem Raum war, dass der Turnverein dort früher immer Altpapier eingelagert hatte, das von den Vereinsmitgliedern gesammelt worden war. Als aber Vater Fiesch das Land samt Anwesen kaufte, meldete er sofort Eigenbedarf für den Raum an, was dem Turnverein gar nicht gefiel und zu Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien führte. Als es Vater Fiesch zu bunt wurde, stellte er dem Verein ein Ultimatum, dass das Altpapier innert Wochenfrist abgeholt werden müsse; doch der Präsident des Turnvereins stellte sich quer und verlangte mehr Zeit. Doch Vater Fiesch bestand hartnäckig auf dieser Wochenfrist, die aber dann vom Verein verpasst wurde. Daraufhin liess Vater Fiesch die Zugangstüre zum ehemaligen Stall von aussen mit Brettern zunageln. Das Papier war und blieb da.

Von innen her jedoch gab es noch einen Zugang, den mir Alain bei unserem ersten Besuch sofort freudig zeigte. Ich traute meinen Augen kaum, als ich diese Riesmenge Papier sah, die dort lagerte! Was für ein Paradies für zwei Jungs in unserem Alter! Wie fühlten uns in einem wahren Papier-Schlaraffenland, durch das wir uns hindurchwühlen durften und in dem jede Menge Schätze zu orten waren: Wir fanden stapelweise Comics wie „Silberpfeil“, „Bessie“, „Fix & Foxi“, Mickiemaus-Hefte, Illustrierte, alte BRAVOs etc. Es gab auch etliche Sexhefte wie „Praliné“, „Wochenende“, die „Neue Revue“ und ganz, ganz selten einmal einen „Playboy“. Fanden wir solche ‚Perlen‘, dann schauten wir uns mit hochroten Köpfen zuerst einmal die Fotos an; da-

nach jedoch brachte Alain das jeweilige Heft zu seinem Grossvater, der im zweiten Stock des Wohngebäudes in einem schönen Studio untergebracht worden war. Grossvater Fiesch zahlte Alain pro Sexheft fünfzig Rappen, für einen Playboy bekam er einen Franken. Einige Hefte jedoch behielt Alain für sich. Aber auch bei mir gab es Fundstücke, die ich vor Alain verheimlichte: Eines Tages stiess ich in einem lose mit einer Schnur zusammengehaltenen Bündel Papier auf mehrere Hefte italienischer Herkunft: Es waren dünne Illustrierte mit dem Titel „Cronaca italiana“, die in Schwarz-Weiss-Aufnahmen das Sexleben der Italiener und v.a. der Italienerinnen abhandelten. Die grobkörnigen Fotos, auf denen Hausfrauen in Netzstrümpfen, die sich am Küchentisch oder auf dem Flur räkelt, zu sehen waren, faszinierten mich sofort.

Zum Glück befand sich Alain gerade auf der gegenüberliegenden Seite des Stalles, so dass ich meine ‚Perlen‘ sofort unter meinem Pullover verschwinden liess. Die Hefte, die Alain seinem Grossvater vorenthielt, hatte er – von den Comics abgesondert – in einer Kartonschachtel verstaut, die er auf dem Estrich im Wohnhaus oben deponierte, da er Angst hatte, dass seine Mutter während seiner Abwesenheit einmal sein Zimmer durchstöbere. Wenn wir also Lust hatten, verzogen wir uns auf den Estrich, Alain holte die Schachtel hervor, jeder schnappte sich ein Heft, das wir dann unter Kommentaren wie: „Mann oh Mann, schau dir ihre Möpfe an!“ oder „Wääk, was für ein Gebüsch die zwischen den Beinen hat!“ mit Sperberaugen durchschauten. Natürlich wurde mein Glied steif, aber mehr passierte bei mir nicht. Bei Alain war es so, dass er nach einer bestimmten Zeit sehr ruhig wurde, dann wandte er sich meistens ab, um sein

Heft ungestört für sich geniessen zu können. Manchmal machte er dann komische Geräusche und ich begriff nicht ganz, was da bei ihm abging. Wie schon anfangs erwähnt: Ich war sehr naiv und unschuldig zu der Zeit.

Doch dann ereignete sich jener Vorfall, der mich unheimlich durcheinander brachte: Alain und ich hatten schulfrei und lümmelten auf dem Gelände der Autowerkstatt herum. Im Verlauf des Nachmittags gingen wir in die Küche, wo Frau Leupi, die Köchin der Familie, eine stattliche Frau um die Fünfzig, jedem von uns ein Glas Sirup einschenkte und ein Butterbrot zum Zvieri strich.

„So esst schön auf, und stellt die Gläser in die Spüle; ich habe noch etwas zu erledigen.“

Als Alain das hörte, stiess er mich mit dem Fuss unter dem Küchentisch an und zwinkerte mit den Augen. Ich verstand nur Bahnhof, doch bevor ich etwas fragen konnte, hatte er seinen rechten Zeigfinger an die Lippen gelegt; mir war klar: Fragen verboten. Frau Leupi verliess die Küche, Alain flüsterte mir zu, ich solle schnell austrinken, jetzt gäbe es etwas Ausserordentliches zu sehen, etwas, dass ich wohl noch nie gesehen hätte ... Wir tranken aus, stellten die Gläser in Spüle, stopften die letzten Bissen Butterbrot in uns hinein und Alain zog mich hinter sich her. Wir eilten die Treppe hoch, aber nicht ganz bis zum Estrich hinauf, sondern stoppten im zweiten Stock, wo Grossvater Fiesch wohnte, den alle im Haus seltsamerweise „Moser“ nannten. Als ich Alain einmal darauf ansprach, konnte mir auch nicht erklären, woher dieser Übername seines Grossvaters stamme ...

Nun, „Sebastian“ stand da auf einem Emaille-Schild an seiner Türe. Alain bedeutete mir, ruhig zu bleiben, zog mich weiter und führte mich in eine Abstellkammer am Ende des Flurs. Es war düster da drin, weil sie scheinbar fensterlos war, roch auch ein wenig muffig. Wir zogen die Türe hinter uns zu und warteten, bis sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten; dann schob Alain einen Vorhang, der ein kleines Fenster gegen das Zimmer des Grossvaters hin verdeckte, zur Seite. Das Fenster war zwar mit einem dicken Karton zugeklebt worden, aber zu beiden Seiten des Kartons hatte es einen fingerdicken Spalt, durch den man ins Zimmer des Grossvaters blicken konnte. Alain bedeutete mir, ich solle durch den linken Spalt schauen, er benutzte den rechten. Was ich dann im Zimmer von Grossvaters Fiesch sah, erregte und schockierte mich zugleich:

Auf dem Bett bewegte sich ein grosser Körper hin und her; das musste – seinen kurzen Haaren nach – Grossvater Fiesch sein. Er war nackt, trug nur noch ein weisses Unterhemd. Seine Beine waren stark behaart und sein grosser fleischiger Hintern hob und senkte sich, hob und senkte sich. Doch der Grossvater lag nicht allein auf dem Bett: Von unserer Position aus konnten wir zwar das Gesicht und auch den Grossteil ihres Körpers nicht sehen, sondern nahmen eigentlich nur zwei dicke Schenkel wahr, die abgespreizt und auf den Füßen aufgestützt unter dem Körper des Grossvaters auf beiden Seiten hervorragten. Das mussten die Beine von Frau Leupi sein, die unter dem Grossvater lag. Durch die Auf und Ab-Bewegungen des Mannes quietschte das Bett dauernd. Was aber besonders seltsam anmutete, waren die Geräusche, die wir hörten: Der Grossvater stammelte bei jedem Stoss, den er mit seinem nackten Hintern ausführte etwas wie

„Eso“ oder „Esäb“ und dann wieder „Eso“ und „Esäb“. Unmittelbar nach jedem dieser Worte und dem damit einhergehenden Stoss ertönte von der Frau unter ihm ein kurzes, abgehacktes Stöhnen, das mir die Nackenhaare zu Berge stehen liess. Gebannt starrte ich auf das Spektakel vor uns, das etliche Minuten anhielt und in dessen Verlauf die Stösse des Grossvaters schneller, die Laute undeutlicher und das Gestöhne noch lauter wurde. Als ich zwischendurch zu Alain hinüberblickte, sah ich, dass er seine rechte Hand in seinen Hosenschlitz geschoben hatte und rhythmische Bewegungen damit ausführte. Mein Glied war zwar auch steif geworden, aber ich hatte noch nie masturbiert und wusste auch nicht, worum es dabei ging. Als sich das Spektakel im Zimmer noch weiter steigerte, bekam ich es mit der Angst zu tun: Ich riss mich von der Guckspalte los, schlich zur Türe hinaus und gerade als ich an der Zimmertür vorbeisauste, hörte ich ein beinahe tierisches, tiefes Brummen, das wohl aus der Kehle von Grossvater Fiesch stammen musste. Ich hielt mir die Ohren zu und rannte die Treppe hinunter.

Später stellte ich fest, dass Alain gar nicht gemerkt hatte, wann ich die Abstellkammer verliess, und da ich ihn danach mehrere Wochen lang nicht mehr sehen wollte und deswegen auch nicht besuchte, ja, mich sogar verleugnen liess, wenn er per Telefon und an der Haustüre nach mir fragte, blieb dieser für mich so traumatische Vorgang zwischen uns fortan unerwähnt. Meiner Mutter gegenüber hatte ich behauptet, ich hätte mich mit Alain wegen einem Comicheft gestritten, aber ich merkte, dass sie mir nicht wirklich glaubte. Da sie es aber unterliess, weiter nachzuhaken, musste ich nicht über das Erlebnis mit dem Grossvater und der Köchin sprechen; wobei es im Nachhinein vielleicht

besser gewesen wäre, denn irgendwie trug der gewisse Abscheu, den ich – neben der Erregung über das Gesehene – verspürt hatte, auch dazu bei, dass ich mir bis 18 eine gewisse Unschuld bewahrte ...

Was nicht heisst, dass ich mich nicht regelmässig selber befriedigte. Als ich nämlich einige Tage später in der Badewanne war, kam die Szene mit Frau Leupi und Grossvater Fiesch auf dem Bett in mir hoch und plötzlich versteifte sich mein Glied; ich begann daran zu drücken und zu reiben, mir wurde immer heisser und ich begriff, dass es nicht an der Temperatur des Badewassers lag ... Ich zog und zerrte und drückte weiter bis es mir plötzlich kam: Weisse, milchige Schlieren ergossen sich von meinem Glied ins Wasser und zerflockten da. Es sah beinahe wie flüssiges Käsefondue, das von der Gabel fliesst, aus, ich fühlte mich gleichzeitig ermattet und immer noch erregt, aber auch auf eine Art zufrieden, die ich noch nie zuvor erlebt hatte. Meine Cronaca Italiana-Hefte leisteten mir von da an wertvolle Dienste, da ich jederzeit auf sie zurückgreifen konnte. Einige der feschen Hausfrauen mit ihren Strapsen und schwarzen Seidenblusen hatten es mir angetan, so dass sie häufig meine Masturbationsspiele begleiteten.

Eine der Frauen, eine sehr junge, hatte es mir besonders angetan: Ich nannte sie Maria-Giovanna, weil mir dieser Name besonders italienisch vorkam. Zusammen mit einer Freundin, die etliche Jahre älter als sie war – oder vielleicht war es ja auch die ältere Schwester – stand Maria-Giovanna vor einem Gemälde eines Segelschiffes, das die beiden Frauen halb verdeckten. Sie waren beide nackt, Maria-Giovanna links, die ‚Dicke‘, wie ich

die zweite Frau nannte, einerseits weil sie eher mollig war, andererseits, weil mir ihre grossen Brüste nicht gefielen, streckte dabei dem Fotografen die Zunge heraus. Maria-Giovanna, an die Dicke angelehnt, hatte ihren rechten Arm hinter ihrem Kopf verschränkt, so dass man das Haar ihrer Achselhöhlen deutlich sah – was mich sehr erregte; ebenso der schwarze Busch zwischen ihren Schenkeln, das magische Dreieck, wie es Alain immer nannte, und das – laut Alain – bei Frau Leupi besonders ausgeprägt sein musste ... Ich hatte davon nicht viel gesehen und erst später wurde mir bewusst, dass Alain das Liebesspiel der beiden ‚Alten‘, wie wir sie nannten, wohl etliche Male heimlich beobachtet haben musste ... Maria-Giovanna jedoch erklärte ich für heilig: Ich konnte zwar stundenlang auf ihren nackten Körper starren, aber ich erlaubte es mir nie, dabei zu masturbieren; dafür mussten andere Frauen in der italienischen Chronik herhalten, bei denen hatte ich keine Skrupel und die eine oder andere Seite wurde dann auch von meinem Samen genässt ...

Da ich zum Zeitpunkt jenes Vorfalles immer noch sehr unreif und nicht aufgeklärt war, fragte ich bei einem Besuch bei meinen Grosseltern, ob ich ihnen eine vielleicht peinliche Frage stellen dürfe – bei meinen Eltern hätte ich mich das wohl nie getraut! Mein Grossvater, ein Mann mit Bürstenschnitt und Bauernhumor, meinte:

„Nur zu, Jonas, schiess los!“

Ich wusste nicht, wie ich meine Frage in Worte fassen sollte, deshalb meinte ich:

„Nun, was macht eine Frau, wenn sie folgendes Geräusch macht?“

Und dann imitierte ich, so gut ich konnte, das Gestöhne, das

Frau Leupi auf dem Bett unter dem Grossvater liegend von sich gegeben hatte. Mein Grossvater lachte lautstark und sagte dann: „Ja weisst du denn nicht, wie es tönt, wenn Frauen schnarchen?“ Meine Grossmutter, die in ihrem Sessel sass und strickte und unserem Gespräch nebenbei zugehört hatte, meinte nur: „Erzähl ihm doch keine solchen Räuberpistolen, Heiri!“ Und zu mir gewandt meinte sie: „Hör nicht auf deinen Grossvater, Bueb, er hat wieder einmal eine grosse Klappe!“

Doch auch sie wollte mir danach partout nicht erklären, was die Geräusche von Frau Leupi zu bedeuten hätten, sondern wandte sich mit voller Energie ihrer Strickerei zu und grummelte etwas wie:

„Männer, was ihr Männer doch immer Fragen und Probleme habt ...“ und damit war die Sache für sie erledigt. Dummerweise hörte ich auf meinen Grossvater und glaubte danach noch jahrelang, dass Frauen so schnarchen würden. Erst als ich bei einem späteren Besuch, als mein Grossvater schon gestorben war, meine Grossmutter besuchte und diese auf dem Sofa eingeschlafen war und zu schnarchen begann, wurde mir klar, dass Frauen genauso schnarchen wie Männer ...

Und so schlossen sich Astrid und ich mit 18 Jahren zu einer unschuldigen, emo-artigen Symbiose zusammen. Wir hielten Abende lang Händchen, küssten uns minutenlang, klebten aneinander wie Kletten. Natürlich erkundeten wir zu zweit unsere Körper, aber meistens zogen wir uns nur bis auf Slip und Unterhose aus; die letzten Hüllen liessen wir nicht fallen. Das Streicheln stand im Vordergrund: Brüste, Schultern, Hüften, Beine,

Arme, Finger, Zehen, Ohren, Haare, das alles wurde erkundet. Wir praktizierten das, was wir in der BRAVO als Petting kennengelernt hatten. Wenn wir unter der Decke lagen, streiften wir uns manchmal sogar den Slip und die Unterhose ab, doch wenn Astrid meinen steifen Schwanz, den sie immer ‚Wurzel‘ oder ‚deine Wurzel‘ nannte, in ihre Hand nahm, blieb es dabei. Ich streichelte ihr ‚Moospölsterchen‘ oder das ‚Mööschen‘ und freute mich, wenn sie verzückt neben mir im Bett zerschmolz. Kitschig und unschuldig ging es bei uns damals zu und her: Kein Blowjob, kein Lecken ihrer Möse, kein Ficken, nicht einmal die 69-er Position probierten wir aus. Ein, zwei Mal erlaubte sie mir, während sie auf dem Bettrand hockte und ich nackt vor ihr stand, meine steife ‚Wurzel‘ zwischen ihre ‚Melonen‘ zu platzieren. Dann drückte sie mit beiden Händen ihre grossen fleischigen Wunderkugeln zusammen und ich durfte nun meinen Schwanz zwischen ihren Brüsten auf und ab bewegen – und zwar so lange, bis es mir endlich kam, ich – in ihren Worten – ‚die Ernte einfuhr‘. Ich liess mich dann jeweils erschöpft neben sie aufs Bett fallen und sie wischte mit einem Papiertaschentuch verschämt mein Sperma von ihrer Haut.

Auf die Idee, miteinander zu schlafen, also wirklich zu ficken, kamen wir während all dieser Monate aus unerfindlichen Gründen nie. Irgendetwas hielt uns zurück, den letzten Schritt zu wagen. Und die Sehnsucht, die wohl von diesem Manko, dieser Lücke zwischen uns rührte, wurde all die Jahre über tief in uns drin weiter genährt – bis sie sich dann am Nachmittag des Begräbnisses Bahn brach und unsere heftige Vereinigung zustande brachte. Wenn ich mich recht erinnere, tauchten während unserem Liebesspiel, als ich Astrid gerade von hinten nahm,

sogar einige jener vor gut drei Jahrzehnten immer wieder betrachteten Bilder aus den italienischen Sexheften wieder vor meinem inneren Auge auf, ja ich erinnerte mich nicht nur an jenen Nachmittag, als ich die Hefte im Papierparadies gefunden hatte, sondern auch an die ‚heilige‘ Maria-Giovanna, auf die ich damals nichts, aber auch gar nichts kommen liess. Ich erlebte also einen erotischen Flashback in meine Jugend, der meine Lust enorm verstärkte und mithalf, dass ich Astrid nur noch umso heftiger bearbeitete.